



Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at <http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content>.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

CARL HAUPTMANN'S VERHÄLTNIS ZUR HEIMATKUNST

Carl Hauptmann ist hier zu Lande so gut wie unbekannt, aber auch drüben in Deutschland ist er durch seinen berühmten Bruder sehr, und gänzlich unverdienter Weise, in den Schatten gestellt worden. Er ist am 11. Mai 1858 geboren, also vier Jahre älter als sein Bruder Gerhart, trat aber erst 1894, und zwar mit dem Drama "Marianne," als Schriftsteller auf. Von Gerhart Hauptmann waren damals bereits sieben Dramen erschienen, darunter "Die Weber," eine seiner bedeutendsten Schöpfungen.

Carl Hauptmanns ganze Entwicklung war eine mehr alltägliche, oder mehr normale, als die seines Bruders Gerhart. Er studierte zuerst in Zürich, dann in Jena Naturwissenschaften und Philosophie, wurde zum Doktor promoviert und veröffentlichte 1893 die kritische Schrift "Die Metaphysik in der modernen Physiologie." Aber von da an wandte er sich ganz und gar dem poetischen Schaffen zu. Er trat zuerst als Dramatiker auf, doch bald auch als Erzähler. Seine Stoffe entnahm er in der Mehrzahl der Fälle aus den heimatlichen Bergen, und zwar nicht aus dem Waldenburger Gebiet, in dem sein Geburtsort Salzbrunn liegt, sondern aus dem direkt angrenzenden Riesengebirge. Auch hier ist die Oertlichkeit meist noch eine eng umschriebene, nämlich die Gegend um Schreiberhau, die der Dichter durch jahrelangen Aufenthalt in Mittel-Schreiberhau genau kennt.

Das Riesengebirge umfasst, mit Ausnahme einiger Berggipfel in den bayrischen Alpen, die bedeutendsten Bodenerhebungen im deutschen Reiche. Vor dreissig Jahren noch war es nur wenig besucht, doch jetzt, nachdem eine Zweigbahn bis direkt in die Berge hinein und über dieselben hinweg gebaut worden ist, kommen während des kurzen Sommers jährlich Tausende von Touristen dorthin; Amerikaner verirren sich aber nur höchst selten in diesen entlegenen Winkel Deutschlands. Zwar führt der Rodelsport jetzt sogar mitten im Winter viele Fremde hinauf ins Gebirge, doch die Gegend ist noch immer eine weltabgeschiedene.

An unsern Rockies gemessen schrumpft das Riesengebirge natürlich zu einer blossen Hügelreihe zusammen, ja der höchste Punkt bleibt sogar 300 m hinter Mt. Washington zurück. Doch besitzt es einen sehr eigenartigen Charakter, wie man ihn sonst nirgends in den deutschen Gebirgen antrifft. Es liegt auf der

Grenze zwischen Schlesien und Böhmen. Der weniger steil abfallende und deshalb bedeutend breitere Teil gehört zu Böhmen, die kleinere nördliche Hälfte zu Schlesien. Das Riesengebirge ist wie fast alle deutschen Gebirge dicht bewaldet. An seinem Fusse findet man Eichen- und Buchenwäldungen. Bei etwa 500 *m* Höhe beginnen die Fichtenbestände mit ihrem eigentümlichen, düsteren Charakter, die sich bis zu einer Höhe von 1200-1300 *m* erstrecken. Darüber kommt ein vielfach unterbrochener, ungefähr 100 *m* breiter Gürtel von sogenanntem Knieholz, das oft kaum Brusthöhe erreicht, aber wegen seiner Dichtigkeit einen undurchdringlichen Wall bildet. Endlich kommt der Hochrücken, der Kamm geheissen, zum Teil noch mit einer grauen Grasnarbe bedeckt, zum Teil nacktes oder von trocknen Flechten überzogenes Gestein. An feuchten Stellen findet man hier und da gute Wiesen. Die besten und günstig gelegenen werden zur Heugewinnung, der Rest als Hutung benutzt. Viehzucht ist die Hauptnahrungsquelle der Kammanwohner.

In dieser waldigen Gegend findet man, wie zu erwarten, noch zahlreiche Vertreter der wild lebenden Tierwelt. Das kleine Raubzeug, wie Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel u.s.w. ist bis jetzt keineswegs ausgestorben, auch ist noch kein Mangel an Hasen und Hochwild. Letzteres wird von den adeligen Grossgrundbesitzern, denen die Wäldungen grösstenteils gehören, sorgfältig gehegt. Natürlich gibt es auch noch genug Wilddiebe dort oben, die in bald heimlicher, bald offener Fehde mit den Hegern und Förstern leben. Häufig ist der Wilderer zu gleicher Zeit Pascher. Wilderer und Pascher halten jedenfalls zusammen, wofür Forstbeamte und Grenzjäger einander manchmal in die Hände arbeiten. Doch ist dies ein seltner Fall, da erstere hier in dieser Gegend zumeist Privat-, letztere aber natürlich Staatsbeamte sind.

Der sogenannte Kamm, der höchste, kahle Teil des Gebirges, zieht sich wie eine gleichförmige, nach Osten abfallende Mauer dahin, die nur von wenigen, unbedeutenden Einsenkungen und hervorragenden Kuppen unterbrochen wird. Der höchste Punkt ist die Schneekoppe mit 1603 *m*. Die Seiten dieses Gebirgsstocks sind von engen und steilen Tälern zerrissen, die fast alle den Namen "Grund" führen und von grossartig wilder Schönheit sind. Auf der böhmischen Seite sind der Aupa- oder Riesengrund und der Elbgrund, auf der Nordseite die Täler des Zackens, der Zackerle und Kochel die wichtigsten.

Das Klima, besonders das der Nordseite, ist natürlich rauh, und auf dem Kamme vergeht kaum je ein Monat im Jahre gänzlich ohne Schneefall. Während des Winters liegt der Schnee auf dem Kamme zwei bis drei Meter tief; die Wege sind dann nur an den in geeigneten Abständen aufgerichteten Stangen kenntlich, die an Höhe die gewöhnlichen Telegraphenstangen übertreffen, und zuweilen doch noch ganz vom Schnee verweht werden. Auf der Schneekoppe beträgt die Temperatur im Jahresdurchschnitt 32 Grad Fahrenheit, und vier bis fünf Monate lang steigt das Thermometer überhaupt nicht über den Gefrierpunkt. Die grösste Kälte ist aber nicht gerade bedeutend, sie beläuft sich auf ungefähr 20 Grad unter Null.

In diese Gebirgswelt hinein sind die Menschen schon vor mehreren Jahrhunderten tief eingedrungen; ja sogar an und auf dem Kamme haben sie sich angesiedelt und sind aller Unbill zum Trotz von Geschlecht zu Geschlecht dort sitzen geblieben. Es bestehen noch heute eine Anzahl der ursprünglichen, alten Holzhäuser, breit und niedrig mit tief herabhängendem Dach, die man Bauden nennt. Jetzt sind die meisten derselben für den Fremdenverkehr erweitert worden. Daneben ist eine ebenso grosse Anzahl neuer Bauten, teils aus Holz, teils aus Stein aufgeführt, entstanden, die zwar auch den Namen Bauden führen, sich jedoch von dem gewöhnlichen Sommerhotel fast nur durch die Lage unterscheiden.

Sechs Monate im Jahre leben die Menschen dort, auch schon die in den Hochtälern, beinahe ohne jede Berührung mit der Aussenwelt; die äussersten Vorposten sind oft längere Zeit von ihren Nachbarn abgeschnitten, und so können wir uns leicht vorstellen, dass sich unter der Bevölkerung jener Gegend gewisse, charakteristische Eigenschaften entwickeln, die wir aber keineswegs als blosse Rückständigkeit betrachten dürfen. Die Natur dort oben hat gleichfalls scharf ausgeprägte, besondere Züge und übt einen eignen Zauber aus, den wohl nur wenige nicht Einheimische voll und ganz empfinden können. Diese Gebirgswelt und ihre Bewohner nun spielen eine wichtige Rolle bei Carl Hauptmann.

Vier seiner Dramen haben Oertlichkeiten, die am Kamme liegen, zum Schauplatz; bei Gerhart Hauptmann trifft das nur von der versunkenen Glocke zu. Wichtiger für uns sind allerdings die erzählenden Schriften Carl Hauptmanns, doch auch auf die Dramen werden wir zurückkommen. Die Sammlung "Aus Hütten am Hange" (1902) umfasst sechs kleine Erzählungen, die alle in dem-

selben engen Kreise spielen; von den "Miniaturen" (1905) gehören mindestens ebenso viele hierher; aus den Sammlungen "Judas" (1909) und "Nächte" (1912) zwar nur je eine. Dafür aber schildert der Roman "Mathilde" (1902) die Entwicklung eines jungen Weibes, das dort zu Hause ist. Auch in Carl Hauptmanns bedeutendstem Werke "Einhart der Lächler" (1909) spielen einige Kapitel im Riesengebirge. Doch der Dichter ist nicht im geringsten an diese Gegend gebunden; er holt sich seine Stoffe bald hier bald dort, und behandelt alles mit gleicher Kunst, mit demselben feinsinnigen Verständnis. Die ahnungsvolle, schweigende Einsamkeit der Steppe, das gewaltige, geheimnisvolle Leben und Weben des Meeres schildert er ebenso eindringlich, anschaulich, wirkungsvoll und schön wie die Welt des toten Urgesteins. Er betreibt Heimatkunst fast unbewusster Weise und ohne jede Absicht. Zu einem programmässigen Schaffen ist er viel zu sehr Denker und Sinnierer. Das Leben ist ihm eine grosse Einheit, wie könnte er sich dann absichtlich auf einen so engen Kreis beschränken, den ihm der Zufall angewiesen hat. Für ihn lebt der Mensch in allem, in Busch und Baum, in Fels und Berg, in Wind und Welle, in der gesamten, unendlichen Natur. Der Zweck unseres Daseins ist ihm das Leben selbst, doch nicht ein Leben des Genusses im gewöhnlichen Sinne. Ein wahrhaftes Leben in seinem Sinne ist nur dem möglich, der von aller Ichsucht, ja von allen Wünschen frei ist. Erst diese Freiheit ermöglicht uns das vollständige Erleben des gegenwärtigen Augenblicks. Ziel und Zweck, das Streben nach Rank und Besitz hindern uns an diesem echten und wahren Leben. Selbst die Kunst darf nicht Zweck werden. Einhart Selle bekennt am Schluss seines langen Lebens: "Zwanzig Jahre und mehr hatte ich als Künstler gelebt und nicht begriffen, dass unser Leben nur leben will ohne Rest und ohne Spiegel". . . "Das Leben will nicht Belehrung sein, nicht Zweck haben, nicht Gabe werden, nicht bestimmt sein von tausend Blicken hier hin und dort hin. Adam und Eva noch immer in der weiten, einsamen Steppe, hungrig nach einander, sehnsüchtig nach Mitfreude, sehnsüchtig nach Mit-Leiden, hungrig nach Hoffnung, hungrig nach Zukunft. Weil über alle Dränge der Seele auf Erden der Tod sein Zeichen schrieb. Das ist es."

Der Mensch lebt also im Zeichen der Sehnsucht. "Heimweh ist eine verborgene Urmacht. Wer weiss aus welchem Paradiese

der Mensch ausgetrieben? Eine grosse Fremde ist die Welt." . . .
 "Aber der Künstler bildete je und je den Trost, erklärte die ewigen Irrtümer alles Lebendigen in Leidensstufen des Aufgangs, machte aus den Sünden der Seele den grossen Preis des Lebens, verriet uns und verrät uns immer neu die innige Bruderschaft zu Stein und Quelle, dass wir in Einöden und Felsengebirgen nicht mehr erzittern." Der Künstler redet die Sprache der Seele. "Mit dieser Sprache verstehen sich die Grossen aller Zeiten. Sie reden aus einem heimlichen Reiche, daraus wir wohl alle ausgetrieben sind. Eine Art Heimat. Das ist dann Heimatkunst." —Den letzten Ausspruch dürfen wir wohl mit Recht als eine Absage an alle tendenziöse Heimatkunst betrachten.—Nach Carl Hauptmanns Auffassung lebt alle Kreatur gleichsam unter einem Fluche und harrt noch immer der Erlösung, auf die wir aber mit Sicherheit hoffen dürfen. Eine sterbende Mutter tröstet ihren sündigen, von Leidenschaften zerrissenen und eben darum doppelt unglücklichen Sohn: "Der grosse, heilige Gott hat uns alle auf die steinige Erde verstossen. Er wird uns auch wieder in seine Himmel nehmen. Er wird uns allen vergeben." Und diese Sterbende spricht sicher dem Dichter ganz und gar aus der Seele.

Diesen Erlösungsdrang finden wir auch bei Gerhart Hauptmann, aber nicht in solch schlichten, eindringlichen Worten ausgedrückt. Auch das Mitgefühl mit den Leiden der Menschheit ist beiden Brüdern gemeinsam; bei Carl Hauptmann ist es aber gänzlich frei von aller Parteilichkeit, und in seinen Werken fehlt jede soziale Tendenz. Auch in der Technik unterscheidet er sich von seinem Bruder und der ganzen naturalistischen Schule, zu der man ihn oft gerechnet hat. Er beobachtet scharf, er schildert richtig, doch es ist nicht sein Ziel, ein Abbild der Natur zu schaffen. Die Natur kann unser Lehrmeister sein. "Aber von dem Meister muss sich der befreien, der ein Meister werden will. Von der Natur sich befreien! Die Natur zum Eigentum seiner selbst überwinden!"

Es sind wohl auch voll und ganz die eignen Ansichten des Dichters, die er Professor Soukoup in den Mund legt. Dieser erklärt: "Wir sind zu indisch, zu duldsam, zu versöhnlich. Es gibt für uns nur noch leidende, nicht mehr verschuldete Menschenkinder, womöglich nur noch von der Not um den Pfennig Geplagte. Die sozialen Leiden haben es uns angetan. Das gibt keine ehernen Schicksale. Das gibt keine wahre Tragödie.—Meine jungen

Freunde: Wir alle tragen zuerst die Last des Erdenkörpers und die heissen Geschenke seiner Triebe und seiner Freiheit. Wir sind nicht zuerst soziale, sondern kosmische Wesen. Wir alle tragen, verkettet wie wir sind in diese Triebe und diese Freiheit, unsre Verantwortung vor uns selber, und also nicht nur Leiden, sondern Sünden. Das grosse Lied der Kunst ist nie den Leiden eines dürrtigen Gesellschaftslebens, es ist den ewigen, tiefen Gebrechen der Menschenseele, ihrer tragischen Naturveranlagung und Schicksalsverkettung gesungen. Vielleicht nur zu flüchtiger Stille, vielleicht auch zu einer fernen Verheissung."

Dem entsprechend sind Carl Hauptmanns Werke nicht naturalistisch im gewöhnlichen Sinne des Wortes; doch Gegenstand und Sprache seiner ersten Dramen wurden die Veranlassung, ihn zum Naturalisten zu stempeln, für den er vielen auch noch heute gilt.

Sein Lebensideal, wie er es in "Einhard der Lächler" zum Ausdruck gebracht hat, finden wir wiederholt in seinen Werken in Gestalten aus der Heimat. Hierher gehört schon der alte, lustige Holzfäller in dem Drama "Waldleute," dem der Dichter den paradoxen Namen "Angst" gegeben hat. Trotz der Mühseligkeit und Aermlichkeit seines Lebens ist er immer heiter und zufrieden. Er hat eine sehr eigne Lebensphilosophie, die aus seinem Munde zwar etwas sonderbar klingt, doch im Wesentlichen von der des Dichters kaum verschieden ist. In den "Miniaturen" schildert dieser drei solche Lebenskünstler, zwei alte Männer, denen die Erfahrungen des Lebens diese Weisheit gezeitigt haben, aber auch einen Jungen, und zwar einen Landstreicher, einen der Armen und Enterbten, in dem aber der göttliche Quell reiner und stärker fliesst als in den ordentlichen, ansässigen Leuten. "Und überall findet der Landstreicher die Stelle, vor seinem Gott hinzusinken, und überall auch die Stelle, wo er einst begraben liegt."

Einer der beiden Alten, ein Schäfer, ist ein Einsamer, der ohne Wunsch und Verlangen in einförmiger Pflichterfüllung dahin lebt. Er hat sogar seinen Namen abgestreift.

"Schäfer nannten ihn alle, die ihn kannten.

"Denn Leute, die ihn anders genannt, gab es nicht mehr. Kinder, die ihn Vater genannt, hatte es ein paar gegeben. Aber sie waren längst flügge geworden und ausgeflogen, ins sichtbare dieser Welt hinaus einige—zwei liebe Jungen auch ins Unsichtbare, wohin nicht einmal mehr des Schäfers Träume leuchteten.

“Schäfer nannte ihn auch der Herr des Schlosses, der ihn gar achtete . . . Uebrigens hätte der Herr im Schlosse, der auch ein alter Herr war, gewusst, dass der Alte im Felde einen wirklichen Namen hatte. Aber wenn er ihn bei diesem wirklichen Namen einmal unversehens hätte nennen wollen, so wäre es dem Hirten plötzlich hart angekommen, wie ein schlechter Spass.” Dieser genügsame Alte hängt draussen bei seinen Schafen in der grossen, freien Gottesnatur seinen Träumen und Visionen nach. “Und wenn es dann Winter war . . . und die langen Abende das Gesinde beim kleinen Lichtspan um den Tisch sass, da wusste der Schäfer manche Weisheit aus dem verwichenen Sommerlicht und den weiten, hegerigen Lüften in das enge, ärmliche Dunkel zu malen, und die Knechte und Mägde staunten auf den alten ernsten Schnauzbart.”

Der andere dieser Alten ist ein Bettler, der schon die Siebzig überschritten, und der den Beinamen “Kinderspott,” und zwar mit Fug und Recht, führt, ohne sich aber im mindesten darüber zu kränken. Wollen und Streben hat auch bei ihm längst aufgehört; er trägt sein dürftiges Los mit ruhigem, heiterem Gleichmut, ja er findet sogar noch immer ein stilles Glück dabei. An einem Frühlingstage zieht er, nach der erzwungenen Ruhe des Winters, zum ersten Male wieder aus. Der Odem der erwachenden Natur, die Freude an all dem Grünen und Treiben, erregt in ihm eine seltsame Trunkenheit und ein letztes, heisses Aufflackern der Kräfte. Statt regelmässig zu betteln, wie es sich für ihn gehörte, steigt er in die Berge, bis zum Kamm empor, und sammelt Blumen wie ein sorgloses Kind. “Von dem Frühlingstage ist der Kinderspott nicht mehr heimgekehrt. Alle hatten ihn mit dem Bettelsack im Dorfe gesehen, aber niemand hatte auf ihn gross geachtet. Die Fülle Leben, die aus der Rinde quoll—o Frühling—du hattest seine letzten Wege mit Glanz und Reinheit erfüllt und ihn emporgelockt in die frohen Sonnenlüfte—und dann hinabgelockt über Felsen und Grat fallend in den stillen, einsamen Frühlingsgrund. Denn unten fand man nach Tagen den Alten, den Bettelsack voll welker, silbriger Anemonen.”

Einhart Selle, der Künstler, hat an einem Frühlingstage eine ähnliche Erfahrung—ohne den tragischen Ausgang. Er kommt nicht über das Weichbild der Stadt hinaus, findet also kaum Gelegenheit abzustürzen. Aber “Meister Einhart war ein rechter, loser Zigeuner. Hut und Stock hatte er irgendwo hingeworfen.

Er pflückte die kühlen, frischen Blumen in seine Hände. Er war voll tiefen Erstaunens. Er trug die weissen, reinen, kleinen Kelche wie neue, verschlafene Wunder sorglich in den Händen vor sich und vergass sich ganz in deren Anschauen." Wohl bemerkt: es ist kein schwärmerischer Jüngling, sondern ein reifer Mann und gefeierter Künstler, der sich so vergessen kann, und es trennt ihn augenscheinlich keine gar grosse Kluft von dem armen Kinderspott. Ist ihm doch in den Bergen auch die Erkenntnis aufgegangen: "Selig sind, die geistig arm sind."

Die Liebe zur Natur und damit verbunden die Liebe zur Heimat findet man häufig unter den Bewohnern der Riesengebirgsgegend. Aber sie machen freilich nie viel Aufhebens oder grosse Worte darüber, während sie oft um so tiefer fühlen. Das Leben dort ist hart und mühselig, und doch sind ihrer viele, die es mit keinem andern vertauschen würden. Zum Teil ist wohl auch die Abgeschiedenheit und Weltunkenntnis mit schuld daran, aber die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle ist das ausschlaggebende Moment. Der Dichter hat dieses Thema zweimal behandelt, zuerst in der Erzählung "Eine Heimstätte", drei Jahre später in dem Drama "Die Austreibung," beide Mal mit tragischem Ausgang, und beide Werke stehen über dem Durchschnitt seines eignen Schaffens. In der Erzählung finden wir grossartige Naturschilderungen neben einer vorzüglich dargestellten, packenden Handlung. Die Rubeners haben schon seit Urgrossvaters Zeiten als Erbpächter hoch oben in einer Baude gesessen, es sind arbeitsame, genügsame, gesunde und kräftige Menschen. "So einer war Rubener — unbewegt — verschlossen, auch nicht gross Knecht und untertänig — stumm und stark in der Arbeit — sanft zu den Kindern und zum Weibe — und wortarm und in Gedanken versunken." Auf einmal will der Graf — wir könnten ihn leicht mit Namen nennen — die Pacht nicht erneuern. Rubener hält das zuerst für rein unmöglich und stellt es sich ganz einfach vor, den Grafen zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Doch er verliert weder Mut noch Hoffnung, als er auf Hindernisse stösst. Als er aber den endgültigen Bescheid unten im Dorfe erhält, dass er heraus muss aus seiner Baude, irrt er den Abend und die Nacht durch ziellos umher. Als er zur erwarteten Zeit nicht daheim anlangt, ziehen seine beiden Buben, Kinder von zehn und vierzehn, mit ihrem Schlitten furchtlos aus, um Brennholz herbeizuschaffen. Auf dem Heimwege werden sie von einem

Schneesturm überrascht und kommen beide um. Rubener erträgt den furchtbaren Schlag ohne laute Klage, doch er ist innerlich gebrochen. Natürlich muss er aus der Heimstätte, und der Graf baut ein Schenkhaus an die Stelle. Unten im Tale, wo die Rubeners sich eingemietet haben, leidet es den Mann nicht daheim. Er kauft sich einen kleinen Wagen, einen Pony und eine mächtige Drehorgel, und zieht im Lande umher.

“Er spielte viele lustige Weisen, und es ging ein mächtiges Brausen aus dem dunklen Kasten, den er drehte, weit hinaus über die Dörfer. Aber er sah finster drein. Er hörte die Klänge kaum. Und wenn er im Wirtshause nachts Rast hielt, war er dumpf und für sich, der Kurbärtige. Gram lag in seinen Zügen und eine Verachtung, dass ihm kaum ein Fremder nahte. Jahre vergingen. — Wenn er dann einmal daheim war — selten —, wenn das kleinste, das längst ein launiges Mädchen geworden, Martin ähnlich, ihm neckend in das Grauhaar fuhr — die Mutter merkte es heimlich, dass er da doch noch wieder flüchtig lachen konnte. Aber Fremde sahen es nie. Die Menschen draussen gingen an ihm vorüber, wie Bäume am Wege. Sie sahen einen Düsteren und Gramvollen — und einen Verächter. Sie wussten nicht, dass er mit einer unbegreiflichen Sehnsucht umherging, — dass er nur wanderte, um Ruhe zu suchen, vergeblich — jahraus — jahrein.”

In der “Austreibung” kommt noch die Macht der weiblichen Schönheit und der Sinnlichkeit über den einfachen Bauer hinzu. Eines Nachts beim Tanze lässt er sich im Tausel der Sinne durch sein Weib zum Verkaufe seiner Baude bewegen, und in selbiger Nacht macht er die Entdeckung, dass die Frau ihn mit seinem Nachbar und Freunde betrügt. Auch er irrt darauf zwei ganze Tage lang umher und als er bei der Rückkehr den Buhlen der Frau im eignen Hause findet, erschlägt er ihn halb im Wahnsinn. Aber es ist nicht in erster Linie die Untreue der Frau, was ihm den Geist zerrüttet, sondern der furchtbare Gedanke, dass er nun aus seinem Vätererbe hinaus muss.

Das einsame Leben in den abgelegenen Wohnstätten hoch oben in den Bergen zeitigt oft eine stille, bescheidne Einfalt in diesen Menschen, die manchmal schon mehr an Dummheit grenzt. Auch diesen Zug hat Carl Hauptmann wiederholt geschildert, die fromme Einfalt in den beiden Erzählungen “Die Bradlerkinder” und “Einfältige,” die dumme Einfalt in “Die rote Liese.” Die letztgenannte Erzählung wirft auch grelles Licht auf die Bezie-

hungen zwischen den Geschlechtern, wie sie in jener weltabgeschiedenen Gegend oft obwalten. Der Inhalt ist kurz folgender: Hoch oben auf dem Kamme haust der fast siebzigjährige Rehorek, wohl ein Böhme, mit einer Witwe in den vierzigern, einsam und allein. Die beiden haben sich an einander gewöhnt, leben ruhig und gleichgültig neben einander hin und alles geht glatt, bis die Witwe ihre kaum erwachsene, ziemlich einfältige Tochter in das Haus bringt, da ihr die Arbeit allein zu viel wird.

Da wird in dem Alten das Blut noch einmal rege. Er geht dem Mädchen draussen auf der Weide, wo sie das Vieh hütet, heimlich nach, und sie denkt in ihrer Einfalt gar nicht daran, seinem Werben irgend welchen Widerstand entgegen zu setzen. Die Mutter schöpft wohl Verdacht, doch ahnt sie nicht, wie weit die Sache schon gediehen ist. Eines schönen Tages bringt Liese von der Hebamme im Dorfe, zu der sie der Alte geschickt hat, die Gewissheit, dass sie schwanger ist. Der Alte nimmt das als etwas ganz Selbstverständliches mit geheimem Stolze hin. Auch das Mädchen wird erst in ihren Gefühlen beirrt, als sie den Zorn der Mutter sieht. Diese verlässt voll Hohn und Galle das Haus zur selben Stunde; obschon Rehorek ihrem Bleiben nichts in den Weg legt. Das Mädchen ist zuerst ganz verstört. Es überrascht uns kaum, "dass Liese ratlos den Abend und die Nacht weinend auf der Ofenbank dasass und nur langsam erst nach Tagen sich wieder aus ihrem kindlichen Schrecken erholen konnte, den alten Mann nicht nahe zu sich liess, gleich weinte, sich unendlich, zum ersten Male, verachtet schien, und der Mutter Hassblick gar nicht vergessen konnte. Nur langsam in den stillen, einsamen Wintertagen wurde sie ruhig — und war dann die Frau des Alten — und trieb gutmütig in Stall und Stube ihr verlegenes Wesen."

Der Dichter schildert anderwärts noch mehrmals, und zwar in Fällen, in denen die Einfalt keineswegs eine Rolle spielt, die Selbstverständlichkeit und gleichgültige Offenheit, mit der sich diese urwüchsigen Gebirgsleute ihren Trieben hingeben.

Auch wilde Leidenschaft ist häufig, wie sie in "Claus Tinnappel" zur Darstellung gelangt. Starres Festhalten an den einmal Beschlossenen, ein feines Gerechtigkeitsgefühl, und das Bestreben, sich Recht und Gerechtigkeit aus eigener Machtvollkommenheit zu verschaffen, sind die charakteristischen Züge, die in dem Drama "Waldleute" zum Ausdruck kommen. Wilddiebe haben Förster Senders Vater gemordet, und halb aus Notwehr, halb um Vergel-

tung zu üben, hat er jedem Wilderer, der ihm vor den Lauf seiner Büchse kommt, den Tod geschworen. Auch an dem Gastwirt Ringel übt er keine Gnade, als er ihn beim Wildern ertappt, obschon ihn Ringel um Schonung angeht, und Sender weiss, dass seine einzige Tochter dem Sohne Ringels in Liebe zugetan ist. Der junge Ringel fühlt sich unter dem Zwange primitiver Rechtsbegriffe verpflichtet, seinen Vater zu rächen. Er findet auch bald Gelegenheit dazu, und verwundet den Förster zu Tode. Als er dann angesichts des Sterbenden seine Tat bereut, braust dieser auf: "Nein — sag ich dir. — Tod und Teufel! Nein, nein! — Das fehlte nur noch! — Du willst mich doch jetzt nicht noch zum Sünder stempeln — in der Sterbestunde! — Was? — (eindringlich) Ich glaube, ich habe geschworen, mich zu rächen — für meinen Vater! — Ich hab' meinen Schwur gehalten! — (gross und kühn) Du hast deine Sache gut gemacht, Heinrich! —" Sender ist augenscheinlich wesensverwandt mit Ludwigs Erbförster.

"Schadenfeuer," eine Erzählung, und "Ephraims Breite," ein Drama, handeln von dem Schicksale zweier Frauen, die eine unglückliche, verblendete Wahl getroffen haben, und trotz aller Einwände an derselben festhalten. Doch beide erheben sich über ihr Unglück und beanspruchen es als ihr gutes Recht, nach eigenem Erkennen und aus eigener Kraft zu handeln. Breite (Brigitte) duldet, bis sie an die Grenze ihrer Kraft gekommen ist. Einen Augenblick denkt sie dann an Selbstmord; doch der Gedanke an ihr Kind hält sie davon ab. Aber sie kann mit dem ungetreuen, zigeunerhaften Manne, der die Nächte bei einer Landsmännin, einem böhmischen Harfenmädel, verbringt, nicht länger leben. Mit eiserner Härte reisst sie sich die verderbliche Neigung aus dem Herzen und scheidet sich von dem Vagabonden. "Zu an' Felssticke bihn ich gewor'n ei dar Nacht!" sagt sie treffend von sich.

Emma Matterne, der Heldin in "Schadenfeuer," gelingt es nicht wie Breite ihren Vater unzutimmen. Es kommt also nicht zur Heirat. Als dann ihr Schatz aus Rachsucht das Haus des Bauern anzündet, verlässt Emma die Eltern. Sie bringt ihr Kind bei fremden Leuten zur Welt und erhält sich und das Kind durch ihrer Hände Arbeit, obschon der Bauer gern für beide sorgen würde. Der Brandstifter muss seine Schuld im Zuchthaus büssen. "Und wie Siegert heimkam, nach Jahren — erkannte sie ihn nicht wieder — nur an der Demut, wie er das Kind sah, einen blonden Jungen — so zart wie die Grossmutter — da erkannte sie, dass das der

Vater sein musste, weil in seinem Aufblicken ein unbegreiflicher Ausdruck geschrieben stand. — Und sie musste weinen — und stille ins Stübel gehen — und kam wieder. Siebert blieb als Tagelöhner in dem Dorfe, und sie lebte mit ihm von dem Tage an." In beiden obigen Fällen sind Trotz und Eigenwille, aber auch die Charakterstärke vom Vater ererbt.

Die Erzählung "Der letzte Wille" schildert höchst anschaulich, wie ein altes, gebrechliches Weiblein tagelang den Tod abwehrt, ja einfach nicht sterben kann, bis ihr der Mann versprochen, dass er das Haus dem einzigen Sohne überlassen will. Der Hauptwert der Erzählung liegt wohl aber in der Schilderung des Alten und der habgierigen, hartherzigen Schwiegertochter. In "Hass" bietet sich uns ein schauerliches Bild von einem alten Besenbinder, der für seine Frau und für Kind und Kindeskind keine andren Gefühle erübrigen kann als furchtbaren Hass. Seine bessere Natur ist in der Not des Lebens erstickt, und er hat auch alles Edle in den andern ertötet. Als es mit ihm zu Ende geht, empfinden seine Angehörigen nur Freude, die sie auch ganz unverhohlen äussern. Sie reichen dem Sterbenden nicht einmal den Trunk Wasser, den er verlangt. "Er stirbt," sagte der Troddel (sein Sohn), "er stirbt," sagte die Alte erklärend und zufrieden. Niemand regte eine Hand. Die Kinder, die im Winkel standen, begannen sich anzulachen. Die Zwölfjährige sagte zur Jüngeren heimlich: "Der Grossvater schreit wie a Ochse." Alle starrten hin. Es schauerte alle. Nur die Kinder lachten heimlich.

Toller Lebensmut, der sinnlos überschäumt, ist das Thema von "Im Grenzwalde" "Ein schöner Kerl dieser Sagasser — toll wie ein junger Hengst, und frei und lose — und es musste immer was geben, was das Blut umwühlt. Wie ein Wiehern kam es aus ihm. Lustig und launig war er, und er nahm die Kämpfe so hin, wie wenn sie dem Leben erst Sinn gäben."

Der Roman "Mathilde, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau," den der Dichter seiner Mutter gewidmet hat, spielt grösstenteils in der Stadt, wohl Breslau. Mathilde ist aber eine echte Tochter der heimatlichen Berge. Was sie betrifft, ist, äusserlich betrachtet, nur ein Alltagsschicksal, in das auch manche Irrungen mit verflochten sind. Sie steht aber immer über diesem Schicksal, und die Sehnsucht nach etwas Schönerem und Hohem mit der Hoffnung auf endliche Erfüllung begleitet sie durch das ganze Leben. Zweck des Dichters ist aber hier, wie auch sonst häufig,

uns die Seelen der Menschen zu zeigen, seine Heldin gleichsam von innen heraus zu durchleuchten.

Die angeführten Beispiele berühren bei weitem nicht alle Werke dieses Dichters, die der Heimatkunst zuzuzählen sind; doch genügen sie als Andeutung der charakteristischen Züge und Zustände unter der Bevölkerung jener Gegend, die Carl Hauptmann zur Darstellung gebracht hat. Er hat aus einem kleinen Kreise heraus, in dem fast nur eine Gesellschaftsklasse existiert, eine grosse Anzahl scharf abgesonderter Gestalten geschaffen. Jeder Fall ist typisch und doch auch wieder ganz individuell. Wir finden nirgends Stellungnahme des Dichters, keine Bewertung, wohl aber fast überall das Bestreben, uns das verborgene Gute, die arme, geknechtete Menschenseele zu enthüllen. Und neben den Menschen spielt die Natur eine wichtige Rolle und wird oft trefflich geschildert. Nur ein paar Beispiele aus der Fülle:

“Einsame Spätsommersonntagsstille oben über dem Bergwald — wo dann Heiden und Krummholzgebüsch zum Kamme emporklettern — im Schlege, wo alte knorrige Wetterfichten vor kurzem festgestanden hatten, und nun nur noch die Wurzelstöcke aus dem aufgewühlten Boden ragten. Zwischen Blöcken und Stöcken blühten und glühten Weidenrosen. Die grünen Blaubeerblättchen und tausend kleinen Kräuter glänzten weithin wie Silber, über die die roten Blüten gestreut schienen in stiller Sonnenfreude. Es war klar weithin in die tiefe, ferne Welt — und lautlos einsam.”

Und nun dieselbe Oertlichkeit in einer stürmischen Winternacht:

“Das Jagen der aufgewühlten Lawinen fegte um ihren Weg . . Die Nacht war pechschwarz. Die Sturmreiter sausten und schlugen an Harnisch und Waffen, und nicht Vater und Mutter konnten die Wege finden, selbst wenn ihr eigen Blut längst in Nacht und Kälte erstarrt war . . . Wer kennt die Erde noch, wenn sie, schneeumfegt im grauen Nachtwind erfüllt ist von grausamen, einsamen Lauten, und nirgends Schutz ist, und überall nur ein Grab, hineinzusinken und zu erstarren Der Sturm hatte seine Stimme mit neuer Gewalt aufgehoben. Es waren Stösse gekommen, die dicke Flocken in wirblicher Jagd umfegten, die ganze Gegend in sinnloses Wesen hüllten und nur noch selten und immer seltener einen freien Blick in den Grund zugelassen, nur unaufhörlich tanzende Luftgestalten eine um die andre die Höhe

hinabgewirbelt und alles wie in Nacht verschlossen hatten.”

Hier die Schilderung einer ruhigen Nacht: “Fern am Himmel zuckten dann und wann fallende Sterne. Es war ein weites, stummes Schauspiel. Im weichen Bogen glitten die schimmernden Lichter lautlos durch die Nacht: Die Nacht, wie ein tiefes Meer durchsichtig bis zum Grunde. Eine Nacht, aus der die Gründe schienen wie eine schwebende Hülle, die das Blenden der Tiefe dem Menschenauge verbirgt, um es nicht mit letztem Glanze zu verderben. Aus jedem Sterne brach es wie ein unermessliches Niesichgenugtunkönnen im Leuchteschein.” Zum Schluss eine poetische Schilderung des Urgesteins im Hochgebirge. Es stand “zwischen Felsenschroffen, die wie Götzenbilder im Morgenlicht sich strahlender und strahlender hoben: Felsenköpfe wie von sicherer Kunst in den Himmel gebaut, mächtige, plumpe Götzenbilder, fast wie wenn die alten Urweltlichen auch einmal Zwerge angebetet. Gross und mächtig durch die Fülle und Wucht im Steingetürm, wie Ungeheuer, und schwer, und ohne dass je ein Lied könnte aus solchem breiten Felsenmunde frei zum Himmel tönen, eher ein furchtbarer, unerhörter Chor, wenn die Schar einmal die wulstigen, plumpen Steinlippen aufgetan hätte, ein Donnerbrüllen, wie wenn Bergtrümmer zu Tale gehen und Wasserstürze aus allen Himmeln sich mischen mit dem Angstgeschrei der Vögel und Waldtiere und dem Jammergestöhn der Stürme.”

Dem gemeinen Manne ist diese gewaltige Natur noch bevölkert von allerhand unheimlichen, übermenschlichen Wesen, doch auch von guten Geistern, obschon die feindlichen Gewalten überwiegen. Dem Dichter lebt diese ganze Natur, trägt gleich dem Menschen den Fluch aller Kreatur und ringt nach Erlösung.

“Nacht . . . Nacht . . .
In Nacht sanken wir,
Urgestein sind wir geworden.
Götter mähen die Seelen wie Gras,
Leben — Leben ist Morden.
Wehlaute ziehen und klagen,
Hauchen durch Einsamkeit.
Steinern sind wir begraben,
Starre Felsen wir ragen
Seit grauer Zeit.

Ach! Aus der Nacht klagen wir,
 Sehnen uns gierig nach Morgenlicht,
 Sonne wärmte uns längst,
 Und die Quellen rinnen—
 Aber wir Felsen sind starr . . .
 Erlösung . . . Erlösung . . .
 Steigen . . . und wallen gestaltenlos . . .
 Hauchen durch Einsamkeit . . .”

so klagen die Steinriesen in der “Bergschniede.”

Carl Hauptmann erfasst die Wirklichkeit mit sicherem Blick und schildert sie mit sicherem Griffel, doch er ist ein Einsamer, ein Denker und Grübler.

“Die Welt ist Seele. Nicht, wie die Alten gesagt: die Welt ist Vernunft.

“Gar nicht Vernunft ist sie. Nun gar das, was wir mit dem Gran Rechensinn, dem Verstande können und erkennen. Diese Triebe sind die schlimmsten Flüchtigen, die begrenzter noch wie Möven und kleine Seeschwalben flattern, nur hinschiessen auf den Bissen und dann verjagt sind, morgen schon andere.

“Nichts dergleichen, nur Seele! Das weite, tiefe, wogende Meer. Die grosse, grenzenlose Flut. Auch in uns ist Seele allein die Kraft und allein die Erinnerung. Wenn wir uns von unseren Erstarrungen wieder jung waschen wollen, Wohin sollen wir tauchen? In unsere Seele.”

Der Seele nun spürt Carl Hauptmann überall nach und macht sie leuchten und glühen. Er hat sich auf keinen engen oder weiten Kreis beschränkt, er gehört zu keiner Schule und ist kein Anhänger irgend welcher besonderer, literarischer Bestrebungen. Doch er hat nirgends häufiger geschöpft als aus dem Born der Heimat, und ein gut Teil seiner Werke ist echte und wahre Heimatkunst, anschaulich, realistisch, poetisch, und frei von jeder Tendenz oder Nebenabsicht.

JOSEF WIEHR.

Smith College.